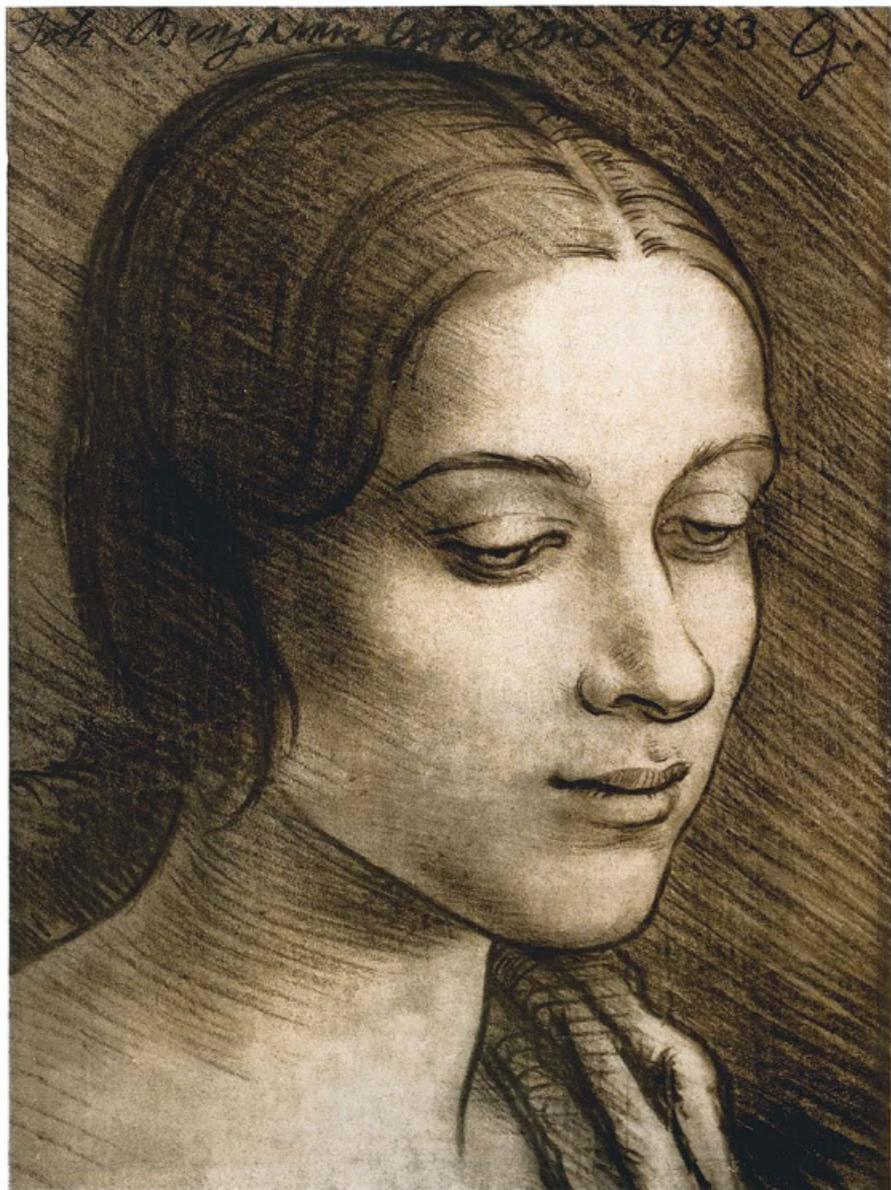


MÜNCHEN / 1937 / NR. 50  
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

# JUGEND



J. Benjamin Godron



## Die Friedensmiete

Einer unserer Freunde suchte jüngst eine Wohnung. Er stieg in seinen neuen Wagen und forderte uns auf mitzufahren. Ein Käuferverwalter schloß sich an und wir besichtigten die erste Wohnung. Hier haben Sie etwas ganz besonderes, sagte der Verwalter, Friedensmiete XIII. 98.— Das ist wirklich billig, meinte unser Freund. Und ich denke bestimmt, daß wir friedlich miteinander auskommen werden. Wiefo, fragte der Verwalter. Ja, gab unser Freund zurück, sagten Sie nicht etwas von Friedensmiete? Aber mein lieber Herr, sagte der Verwalter etwas verdutzt, mit der Friedensmiete ist die Miete vor dem Weltkriege gemeint. Aha, meinte unser Freund, das ist ja anständig von Ihnen, daß Sie die Friedensmiete beibehalten haben. — Sie scheinen mit den Gepflogenheiten des Wohnungswesens nicht ganz vertraut zu sein, sagte der Verwalter etwas ärgerlich. Die Friedensmiete ist XIII. 126,70. Was muß ich zahlen, fragte unser Freund zurück, die Friedensmiete oder die Friedensmiete? Die Friedensmiete natürlich, erklärte der Verwalter. Warum erzählen Sie mir dann von der Friedensmiete, fragte der Wohnungsuchende weiter. Nun war es an dem Verwalter, eine Vorlesung zu halten, von der unser Freund jedoch nichts verstand. Aber seine Züge hellten sich wieder auf. Mein Lieber, sagte er; da haben Sie mir einen großartigen Tipp gegeben. Endlich mal wieder etwas womit man die Leute ärgern kann. Ging in ein Geschäft, um sich eine Zigarette zu kaufen.

Zwanzig Pfennige, sagte der Verkäufer. Ist das der Friedenspreis oder der Tehtpreis, fragte unser Freund.



Der Verkäufer blickte ihn verdört an. Der Tehtpreis, mein Herr, sagte er. Warum sagen Sie mir nicht den Friedenspreis, fuhr unser Freund ihn an. Von dem müssen wir doch einmal ausgeben. Er gab die Zigarette zurück. Erkundigen Sie sich bitte erst, was die Zigarette früher gekostet hat. Vielleicht nehme ich sie dann. Er verließ den Laden und schwang sich auf die Straßenbahn. — Wobin woll'n denn, fragte der Schaffner. — Gerabau. — 20 Pfennige. — Ist das der Friedenspreis oder der Tehtpreis, fragte der Fahrgast. Der Tehtpreis, erwiderte der Schaffner, in einem Tone des Mißbehagens. Dann sagen Sie mir erstmal, was der Fahrgast vor dem Kriege gekostet hat. — Sie wußts moanen, Sie könnten mi derbeßsen, nachs san S' zu spät aufg'standen, brauchte der Schaffner auf, der einer Auseinandersetzung durchaus nicht abgeneigt schien. Wir warteten das Ende dieser Auseinandersetzung nicht ab. Unser Freund soll leichtsinnig daraus hervorgegangen sein. Acht Tage später wurde er wegen tätlicher Beleidigung des Käuferverwalters in Haft genommen.

## Komische Todesfälle

Männer lesen bekanntlich eine Zeitung von vorn nach hinten, Frauen von hinten nach vorn. Indem er die Zeitung aus zwei Teilen bestehen ließ, hat ihr jagdhafter Erfinder unzähligen Ehezwisten vorgebeugt. Denn während der Mann zum politischen Teile greift, nimmt die Frau sich die Anzeigen und Lokalnachrichten vor. Es gehört schon eine sehr große Vermählung der Frau oder Verweiblichung des Mannes dazu, um das zu ändern. Daher ist es ganz natürlich, wenn der Anzeigenteil aus den Händen der Mutter in die der Kinder gerät. So hörten wir aus Kindermund folgende Fragen, deren Berechtigung wir uns nicht entziehen können: „Mutti, warum sterben die Menschen immer viel größer als sie geboren werden?“ Stimmt, die Todesanzeigen sind größer als die Geburtsanzeigen. — „Mutti, hier steht einer dreimal drin. Sind das drei verschiedene oder kann man dreimal sterben?“

## Keine Dame

Da wir einmal bei den Anzeigen sind, können wir es uns nicht verjagen, folgen des Inzerat abzudrucken, dem wir kurzlich

in einem Münchener Blatte begegneten. Das Inzerat lautete:

„Angefallter in gebob. Stellg., 32 J., penjionsber., sucht liebes Mädl (keine Dame!) zwecks spät. Ehe kenn. zu l. Anfragen unter Nr. 773.“

## Allzu Menschliches

Eine junge Dame unserer Bekanntschaft saß nach dem Theater mit ihrem Verlobten und mehreren guten Freunden im Café Luitpold in München, um noch Erte zu hören. Niemand wird es ihr übel nehmen, daß nach einiger Zeit ein menschliches Küßchen über sie kam, daß sie ihre Handtasche nahm und fuhr einige Minuten verschwand. Pönglich machte der



junge Mann, dem sie angelobt war, ein sajjungslos verwunnertes Gesicht, das sich schließlich zu einem kaum unterdrückten Grinsen aufbeisterte. Und wie ein Sonnenstrahl glitt dieses Grinsen über das ganze, überfüllte Lokal. Dort nabte sie wieder, offenbar ein wenig gerstret. Denn in der Hand trug sie feierlich — eine Rolle wohlbekannten Papierses.

## Die Jugend

Zeichnungen von Macos



Landschaft mit Krähe

J. Benjamin Godron



Bildnis-Studie

J. Benjamin Godron

DEUTSCHE MALER:

## Johann Benjamin Godron

Das Letzte in der Kunst erringest du erst dann, schaust du in jedem Tag das göttlich' Wunder an, ob schön, ob mißgestalt auch sei sein auß'rer Schein, die ew'ge Gottnatur schließt es auch in sich ein.

Diese Verse hat der Maler J. B. Godron über sein Schaffen gestellt, und sie kennzeichnen den Künstler wie den Menschen. Es ist nach seiner Ansicht Aufgabe des Malers, den göttlichen Geist in der Natur zu schauen und zu gestalten. Somit ist das Formproblem die Konsequenz der Naturanschauung.

In seinem tiefen Einfühlungsvermögen in die Natur, in der feinen Sorgfalt

seiner Zeichnung erinnert er an die alten Meister. Am nächsten steht mir die Gotik, nicht in ihrer zeitlichen Gebundenheit, sondern in ihrer ewig lebendigen Auswirkung, stellt er fest.

Eine innige Liebe zur Gottnatur, wie wir sie bei den altdeutschen Mystikern und Malern finden, spricht aus den Werken Godrons. Folgende Aphorismen aus seinem Tagebuch zeigen seine allgemeine geistige Einstellung:

Eine Spinne sah mit ihren zwölf Augen eine singende Nachtigall. Wie zehnmal weniger sieht dieses Wesen mit seinen zwei Augen, dachte sich da die Spinne und strickte an ihrem Netze weiter, denn sie hörte nicht das Lied der Nachtigall, da sie keine Ohren hatte. —

Ein Adler sprach: Gott ist die fliegende Wolke. Nein, erwiderte die Fohelle, Gott ist die fließende Quelle. Gott aber war wie das Wasser, bald Wolke und bald Quelle.

Mit der Liebe der Gotiker und Romantiker lehrt Godron uns die Natur sehen. Er läßt uns jede Blume, jedes Blatt erleben, als ob es ein Stück von uns selber wäre. Das Monumentale ist keine Angelegenheit des Formates, meinte er. Es kommt einzig darauf an, wie groß die Dinge gesehen sind. Die Intensität des Erlebens, die das Werk durchdringt, ist entscheidend. Dieses Große wird uns offenbar, wenn wir uns eins fühlen mit der lebendigen Natur, die der Künstler darstellt. Um mit Hegner zu sprechen: In Gott leben, weben und sind wir.



Morgenlandschaft

J. Benjamin Godron

## Fedor Kusmitch

Von Alexander Blum

Uchzehn Jahre lebte Fedor Kusmitch in dem kleinen sibirischen Dorfe. Im Jahre 1826 erschien er plötzlich in dem Orte. Ein kleines Holzhaus, am Ende der einzigen und eintönigen Straße, wählte er als seine Wohnstätte. Von den Dorfbewohnern wußte keiner, woher er kam und nur wenige erfuhrten von ihm mehr als seinen Namen.

Oft und gerne saß er in der warmen Stube des alten Wasil Iwanowitsch Koroljew, inmitten unter den Dorfältesten. Ober dem Tische flackerte eine Öllampe und der matte Schimmer breitete sich über den Tisch und die Köpfe der Alten aus. Der übrige Wohnraum lag im Dunkel.

Nur in einer Ecke suchte ein Lichtlein in rotem Glase vor dem Bilde der „Schwarzen Mutter Gottes von Kasan“ und nahm sich wie ein leuchtender Blutstropfen an der Wand aus. Große Scheite knackten im Ofen und der Samowar brumnte am Tische.

Da wurde der sonst so wortkarge und ernste Fedor gesprächig und wunderfame Geschichten wußte er aus dem großen Kuffenreiche zu berichten. Weit ist er schon herumgekommen und Vieles hatten seine Augen gesehen.

Gerne erzählte er von Alexander I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland. Von seiner Vermählung mit Elisabeth, einer

Tochter Karl Ludwigs, Erbprinzen von Baden im Jahre 1793. Er schilderte, wie Alexander I. nach dem graufigen Attentate auf seinen Vater Paul I. mit 24 Jahren den Thron bestieg. Seine Augen leuchteten, wenn er von der Krönungsfeierlichkeit in Moskau im Kreml sprach, von dem großen Feuerturme, welches er miterlebte.

Wie an diesem Tage die Sonne als blutrote Scheibe am Firmament emporstieg, die unzähligen großen Zwiebeltürme des Kremls in mächtige lodernde faceln verwandelte und ein prächtiges Flammenmeer zum Himmel emporleuchtete. Wie alle Glocken der Stadt Moskau läuteten



Mädchenbildnis

J. Benjamin Godron

und ihr melodisches Dröhnen sich erst im Ather ganz verlor, als der neue Jar die mit tausenden Kerzen erleuchtete Kirche verließ.

Er beschrieb seinen Zuhörern den Prunk und die Farbenpracht in dem großen dichtgefüllten Gotteshause. Von den Diamanten, welche ausflühten aus den kostbarsten Schmuckstücken der Erde, von den sprühenden Feuern der Diadems und dem Farbenchaos der Uniformen, auf welchen die Orden prangten. Wie vorne am Altare die höchsten geistlichen Würden-träger, in alte kostbar gestickte und mit Edelsteinen besetzte Messgewänder gehüllt,

in Weihrauchwolken wie Erscheinungen aus einer anderen Welt standen.

Von Jedor erfuhren sie erst so recht, was Jar Alexander I. für das große Rußland während seiner Regierungszeit getan hatte. Sie hörten von dem Frieden, den er nach den Schlachten von Eylau und Friedland im Jahre 1807 in Tilsit mit Napoleon I. schloß und dem Bündnis mit ihm ein Jahr später in Erfurt, welches er nach der Niederlage Osterreichs im Jahre 1809 wieder löste und ein solches mit Deutschland einging, als Napoleon sich anschickte, im Jahre 1812 den Feldzug gegen Rußland zu eröffnen. Geßpannt

lauschten sie der Stimme Jedors, als er von Napoleon I. erzählte, der an der Spitze seiner großen Armee, die eine halbe Million Mann zählte, den Njemen überschritt und Wilna besetzte. Wie Napoleon nach den Siegen in Smolensk und bei Borodino, durch welche der Weg nach Moskau frei wurde, am 14. September mit seinem erschöpften Heere in diese Stadt einzog. Interessant verstand Jedor zu schildern, wie ob diese prächtige Stadt angetroffen wurde. Nur Verbrechergesindel und Kranke barg die Stadt um diese Zeit in seinen Mauern, da alle andern Bewohner bereits geflohen waren.

Feuer brach aus und Moskauer flammen looberten fünf Tage zum Himmel empor. Wie nach einem Monat, durch den ungewöhnlich früh hereinbrechenden Winter gezungen, Napoleon diesen rauchenden Trümmerhaufen verließ und von einer halben Million nur mehr zwanzigtausend Mann die Berezina überschritten, da außer den Kämpfen Hunger, Krankheit und die furchtbare Kälte unzählige Opfer forderten und wie der letzte Keß der geschlagenen Armee Frankreichs — in Lumpen gehüllt, frierende und hungerte Soldaten — durch das weiße öde Kusland stapften.

Ein andermal hörten sie von ihm, wie Alexander I. mit seiner Gemahlin Zarin Elisabeth zur Erholung nach Südrussland, nach Taganrog, einer Stadt am Afrikanischen Meere reiste, wo er am 1. Dezember 1825 starb. Daß man damals verschiedenes von Todesursache sprach, wo die einen behaupteten, er sei an einer fieberkrankheit gestorben, dagegen die anderen mit Bestimmtheit von einer Vergiftung wissen wollten. Jedoch vertrat die Ansicht, keiner wußte überhaupt die Wahrheit. Er wußte auch damals der prunkvollen Beisetzungsfestlichkeit Alexanders I. in Moskau bei.

Dieselben Glocken dröhnten, wie einst bei seiner Krönung, doch dichter Nebel verschluckte ihren Klang. Die Sonne streute an diesem Tage kein flammendes Gold über die Stadt aus, nur Schnee bedeckte sie wie ein Leichentuch und stülpte weiße Säuben über die mächtigen Zwiebeltürme.

Noch nie hörten diese Menschen so erzählen, wie es Fedor konnte. Keiner von ihnen wußte wie er, von dem Leben des verstorbenen Väterchen gar so viel zu berichten. Kein Wunder, diese Menschen kamen in ihrem ganzen Leben aus der näheren Umgebung ihrer Debaufina nicht heraus und verbrachten ihr ganzes Lebensdasein nur in dieser Einsamkeit. Fedor dagegen lebte früher in den großen Städten Kuslands, wo buntes Leben und Treiben herrschte, wo Reichtum und Armut eng beisammen wohnten und ein Ereignis oder Fest das andere ablöste.

Ein düsterer Tag war der 20. Jänner 1844. Das ganze Dorf lag tief im Schnee eingebettet. Von manchen Häusern waren kaum mehr die kleinen Fenster zu sehen und noch immer wirbelten große Schneeflocken vom bleikrauen Himmel hernieder. Wie eine Wallfahrt zogen die Dorfbewohner, jung und alt, zum letzten Gange an der Strafe, in welchem Fedor Kusmitich im Sterben lag. Tröndel er nehmlich nur wenig mit den Leuten sprach, so ließen ihn doch alle. Man wußte, daß er von früheren Erkennissen einfach lebte und doch half er überall wo Hilfe nötig war. Er kam zu jedem Krankenlager und linderte die Not, wo sie zu Kaufe war. Er ließ arme Kinder des Dorfes Heiden

und verfertigte ihnen oft die schönsten Puppen und Spielsachen.

Kräft und schweigsam betrat die Leute das kleine Haus. Gegenüber der Eingangstüre, in einer Nische, stand das Bildnis eines Heiligen, vor dem sich jeder verbeugte und das Kreuz schlug, bevor er die große einfache Stube betrat. Diele

Langsam öffneten sich noch einmal seine Augen und starrten verflärt zur Zimmerdecke empor. Schwer mit dem Atem ringend hauchte er die letzten Worte: „Bin nicht ... Fedor ... Kusmitich ... ich ... war ...“

Alle Anwesenden knieten sich erst verständnislos an, dann fielen sie nieder und murmelten ein Gebet für den Verstorbenen.

Auf der tief verschneiten Dorfstraße standen die Leute in Gruppen beisammen und sprachen nur von Fedor Kusmitich, — der nie so hieß. Die meisten hielten ihn für einen Verbrecher, der nach gelungener Flucht in das kleine Dorf Sibiriens kam und hier bis zu seinem Tode, als einfacher und braver Mensch lebte.

Seinen Leichnam begleitete ein langer Zug, das ganze Dorf wachte im Schnee hinter dem Sarge einher. Im Garten eines kleinen Klosters, für welches er die Jahre hindurch viel spendete, wurde der Unbekannte beerdigt. Einen einfachen Stein ließen die Dorfbewohner zu dem Grabhügel stellen mit der Inschrift:

Din nicht . . . . .

Fedor . . . . . Kusmitich . . . . .

ich . . . . . war . . . . . 7

Gestorben am 20. Jänner 1844.

Wied man den verwitterten Grabstein, mit dieser kaum mehr leselichen und geheimnisvollen Inschrift finden:

Es ist die einsame und verborgene Kuberstätte von Fedor Kusmitich und an Stelle des Fragezeichens wird man setzen müssen:

„Alexander I. Pawlowitsch,  
Kaiser von Russland.“

Nicht in dem dumpfen Grabgewölbe seiner Familie, in einem reich geschmückten Sarge ruht der Kaiser des großen Kaiserreiches, sondern in der Einsamkeit Sibiriens, unter einem wild verwachsenen Grabhügel, auf den nur Gott die Blumen streut. Und oft sitzt auch ein Vöglein im Sonnenscheine auf dem alten bemooften Steine und trillert ein Liedchen zum Himmel empor.

Alexander I. war regierungsmüde. Als er damals in Taganrog vernahm, es sei im Volke das Gerücht von seinem Tode im Umlaufe, blieb er dabei, — wollte als tot gelten. Ärzte wurden beschieden, bestärkten sein Ableben und ein schwerer, aber leerer Sarg wurde durch Moskau getragen. Er selbst wohnte seiner prunkvollen Beisetzungsfestlichkeit als Zuschauer bei. Sobann flog er aus der Stadt und vor den Menschen in ein kleines sibirisches Dorf, wo er noch achtzehn Jahre als „Fedor Kusmitich“ lebte. Vor nicht langer Zeit, als man in Somjerussland die Särge öffnete, befragte sich diese Begebenheit. Der Sarg Alexander I. war leer, — nie lag ein Mensch darinnen.

## Die Jugend

bringt ab 1. Januar 1938 den

Münchener Künstlerroman

„Morgenmond“

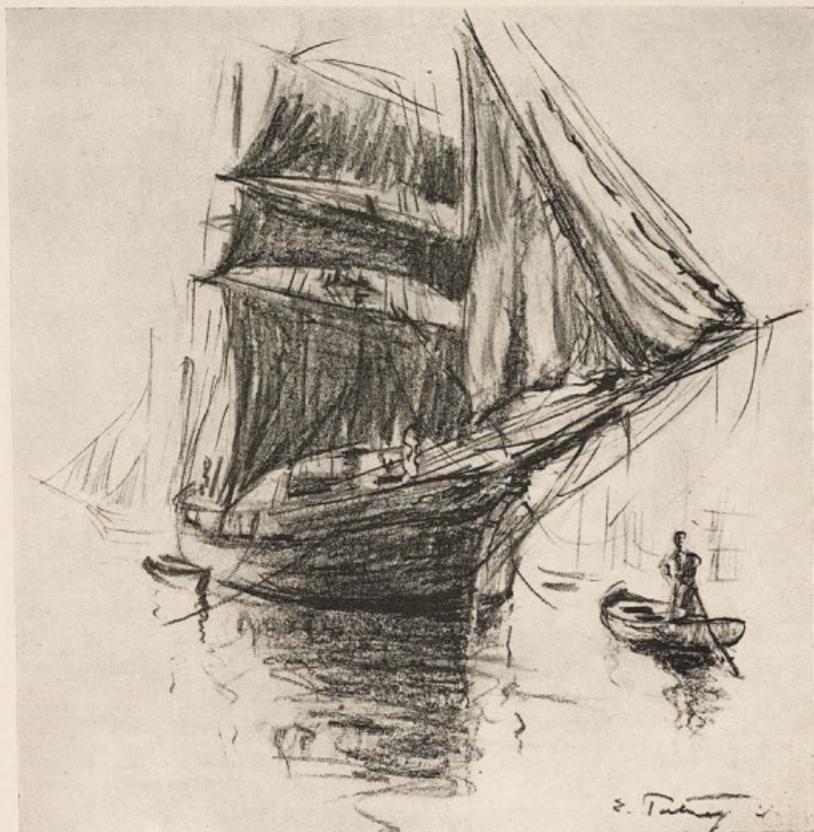
von HANNA BIRNBAUM

Ermäßigter Preis des Einzelheftes

40 Pfennig

Menschen standen drinnen mit Tränen in den Augen. Fedor bemerkte keinen mehr von ihnen, denn er sprach im Fieber bereits mit Wesen, die uns Menschen erst im Todesringeln bekannt werden dürften. Vielleicht sind es Gestalten, die Sterbende bereits langsam zur Pforte der ewigen Herrlichkeit oder Verdammnis geleiten.

Die Dorfältesten, denen Fedor so oft und viel erzählte, saßen um das Bett herum und lauschten voll Sorge auf jeden Atemzug des Kranken, ob er nicht der letzte sei. Sie hofften, daß das Bewußtsein noch einmal zurückkehre und Fedor ihnen noch etwas zu sagen habe. Und so war es.



Vor der Ausfahrt

E. Patnig

## Jagd auf Vampire

Von Hanns Lerch

„Tjae, meine Herren“, meinte der alte Kapitän Snie Dop eines Abends, als er bei seinem Freunde, dem Fliegenwirt Grammelin, in der Gaststube des „Walros“ am Stammtisch zur alten Fregatte saß, „das mit die Vampire ist man allens anderes als Lügenjuck...“

„Wie so?“, meinte eine Landratte, die sich nicht allein durch eine große Sonnen-

brille, sondern durch ein ebenso umfangreiches Mundwerk auszeichnete, „es soll doch nichts Harmloseres als solch einen fliegenden Hund geben, der nur eine große Fledermaus ist...“

„Tjae“, meinte Kapitän Snie Dop, „sehen Sie, so steht das wohl in die gelehrten Bücher. Aber in Wirklichkeit ist das wahrhaftig ganz anders. Da könnte

besonders Ihnen bannig ängstlich zumut werden, wenn Sie einen solchen Vampir begegnen...“

„Wie so?“, fragte die Landratte zum zweiten Male.

„Tjae“, brummte der alte Kapitän, „weil Sie man bloß Kaffee, wie ich auch hier sehe, trinken, und nicht Grog, wie andere ehrliche Christenmenschen. Tjae,

und von dem Zucker im Kaffee bekommt so einer wie Sie süßes Blut ... Das aber riechen die Vampire. Sie tun das so ähnllich wie die Stechmücken. Und denn, schließlich fühlen sich die Vampire solchen Menschen dann weßensverwandt."

"Wiejo", fragte es abermals unter der Hornbrille hervor.

"Weil sie sehr kluge Tiere sind und dann feststellen wollen, wer wohl das größere Maul hat. Tjawoll!", ließ sich Kapitän Sniedop nicht im geringsten unterbrechen. „Auf meiner letzten Fahrt nach Portoriko hatte ich einen Passagier an Bord. Der war so ein Naturforscher und wollte dort auch feststellen, was dies mit den Vampiren für eine Verwandnis hätte, und ob sie wohl an den Menschen gingen. Tjæ, der trank auch süßen Kaffee und ... reden tat der auch für drei. Ich konnte ihm das nicht ausmachen, er sollte sich nicht nachts auf das Oberdeck in seine Sängematte legen. Er wollte absolut ein Opfer der Wissenschaft werden. Gott ja, einem andern alten guten Bekannten ist das ja noch schlimmer ergangen, der hatte sich vorgenommen, die Frauenleute zu s—tu—dieren, tjæ, und jetzt ist er verbeirater ... Aber dieser besagte Gelehrte wurde durch meine Einsicht vor den Vampiren bewahrt. Wie er die erste Nacht an Deck liegt, sag ich zu meinem Steuermann S—teffens: „S—teffens“, sag ich, „hier s—teht ein Leben auf dem S—piele. Ich wette, diese Vampire haben das süße Blut und die große Snute längst gewittert ...“ „Mein ich auch, Kaptein“, sagt S—teffens, „dieser Gelehrte ist ein Ausbund! fünf S—tück Zucker tut er sich in eine Tasse Tee, wo wir mit zwei S—tück bei einem Glas Grog auskommen. Sein Blut muß ja schonstens der reinste Sirup sein ...“

„Gut“, sag ich zu S—teffens, „diese Vampire sollen sich aber in unserer Menschenfreundlichkeit verrechnet haben. Sol man unsere beiden Kugelflinten herauf. Wir werden auf der Lauer liegen und sie abschießen.“ Schön und gut. Gegen Mitternacht huschen zwei grün aufgleisende Augen durch die Luft auf die Sängematte des Gelehrten zu. Tjæ, und mein guter S—teuermann wurde ein bißchen tüterig. Er schießt zu früh. Tjæ, das war verfehlt. Aber die Vampire rochen die Süßigkeit. Eine halbe S—tunde später kam ein ganz großer. Grün glänzten die Augen in der Nacht, beinahe wie Meerleuchten. Ich bin ja nun ein sehr sicherer Schütze, drücke ab, der Schuß geht los. Das Untier war verschwunden. Es kam auch in dieser

Nacht keins wieder. Am andern Morgen haben wir das ganze Deck abgesehen. Kein Vampir zu finden. Da kam die zweite Nacht. Wieder grün aufglühende Augen, ich zieh mitten zwischen die beiden Lichter des Untiers ... Am nächsten Morgen wieder nichts zu finden. „S—teuermann“, sag ich zu S—teffens, „heut abend werde ich meine Büchse mit Sänschrot laden. Dies kommt mir verdächtig vor.“ Nichtig, ich liege auf der Lauer. Es schwebt heran, trägt zwei große, grün glühende Augen, ich schieße los ... Was soll ich Ihnen sagen, am nächsten Tage lagen zwei Vampire tot an Deck ... so groß wie ein Schäferhund jeder. Tjawoll ...“

„Gleich zwei“, fragt die Landratte mit der Hornbrille. „Haben Sie da den Mund nicht etwas voll genommen, Herr Kapitän!“

„Nein, nein“, lächelt Sniedop, „ich sagte Ihnen ja, daß diese Tiere sehr schlau sind. Sie hatten gemerkt, daß vom Schiff aus auf sie geschossen und immer sehr genau zwischen die Augen gezielt wurde. Da sind sie paarweise nebeneinander her geflogen und der eine hat das linke und der andere das rechte Auge zugebrückt. Da war die Kugel zwischen den beiden Köpfen durchgeschaut. Mit Sänschrot freilich hatte ich sie gleich paarweise ...“

Der Landratte blieb der Mund um zwei Zoll offen stehen. „Ooooooh“, weiter kam unter der Hornbrille nichts heraus ...

„Tjæ, sehen Sie, junger Mann“, schmunzelte Kapitän Sniedop, „auf diese Weise haben wir drei und ein halbes Dutzend Vampire geschossen und kein einziger hatte eine kleinere Schnauze als Sie, mein Herr! Prost!“



## Grohes Gedanken

Wenn man zurück denkt an glückliche Stunden,  
sind alle Sorgen auf einmal entchwunden.

friedel

Aktstudie

Karl Bauer



Stift Klosterneuburg

G. Pevetz

## Warum der Amtsdienier Zapf sich pensionieren lassen wollte

Von Karl Gideon Goffele

Ein kleines Städtchen im schwäbischen Oberland, dessen Name in der Geschichte, die wir erzählen wollen, keine Rolle spielt, hatte einen Bürgermeister, der unablässig darüber nachdachte, wie die schlechte Finanzlage seiner Gemeinde zu beheben und eine Zeit allgemeiner Wohlfahrt herauszuführen sei.

Nachdem sich der Bürgermeister fünf- und zwanzig Jahre lang mit diesem für ein Stadtoberhaupt nicht unwichtigen Problem herumgeschlagen hatte, kam ihm die Erleuchtung. Er hatte bisher in der Förderung von Landwirtschaft und Gewerbe die Rettung gesehen, das heißt, er war treu, brav und redlich auf dem Boden der Tatsachen geblieben. Nun

hatte bei ihm der Gedanke Wurzel gefaßt, daß man auch die Luft in den Bereich der Erwägungen mit einbeziehen könne. Lag das Städtchen nicht mehr als 500 Meter hoch über dem Meeresspiegel? War es nicht umgeben von herrlichen Wiesen und Waldungen? Hatte nicht der 30er Pfarrer neulich abends, als sie vom Dämmerflocken im „Goldenen Engel“ selbster weggingen, unter der Tür genießerisch mit der Nase geschmuppert und gesagt: „Welch unerhörter Reichtum an Ozon?“

Der Bürgermeister setzte eine wohlüberlegte Eingabe an die Regierung auf. Eines Tages kam ein Regierungsrat mit ein paar Professoren und Ärzten, um die

bürgermeisterliche Eingabe zu überprüfen. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß das Ziel nicht nur in der Luft liege, sondern auch im Wasser, das sich als kristallklares Flüsschen durch die Landschaft winder. Nach Wochen traf ein versiegelter Regierungsbrief ein mit der Maßgabe, daß das Städtchen das Recht besitze, sich künftig Höhenlustkur- und Badeort zu nennen, und daß der jeweilige Bürgermeister auch die Obliegenheiten eines Kurdirektors wahrzunehmen habe. In der Gemeinde herrschte eitel Freude und Sonnenschein.

Der frischgebackene Kurdirektor nahm den neuen Pflichtenkreis sehr ernst. Er setzte im Gemeinderat durch, daß dem Flüsschen entlang eine Kurpromenade angelegt wurde. Er brachte fertig, die Stadtväter davon zu überzeugen, daß es notwendig sei, diese Kurpromenade mit dem lebensgroßen Standbild der griechischen Göttin Diana zu schmücken, das seit langem auf dem Dachboden des Rathauses aufbewahrt wurde. Diese Diana, auf einem Sockel kniend und Pfeil und Bogen in der Hand, war von einem durchreisenden Italiener in Stein gehauen worden, er hatte dann aber nicht Geld genug besessen, um sein Kunstwerk abtransportieren lassen zu können. Auch ließ sich der Kurdirektor die Mittel bewilligen zum Bau einer Badeanstalt, an der es bisher gefehlt hatte. Sogar die Regierung konnte sich nicht dem Argument verschließen, daß ein Badeort ohne Badeanstalt kein Badeort sei und gab einen namhaften Zuschuß.

An die Benutzung dieser Badeanstalt konnten sich nun die Einwohner des Städtchens nicht so recht gewöhnen. Erstens lag sie ziemlich weit flussabwärts, so daß man eine halbe Stunde Wegs zu gehen hatte. Und zweitens war das Baden in der Badeanstalt mit der Einrichtung eines Obulus verbunden, den man sparen konnte. Und so geschah es, daß nach wie vor nicht in der städtischen Badeanstalt gebadet wurde, sondern am Ufer des Flüsschens, wo dieses gerade dazu geeignet war.

Über dieses Verhalten der Bürgerschaft war der Kurdirektor mit Recht erbost. Er ließ das ganze Flüssufer entlang Tafeln aufstellen, daß das Baden außerhalb der Badeanstalt verboten sei und im Übertretungsfall eine Geldstrafe von 3 Mark erhoben würde. Als diese Verbotstafeln keinen Erfolg hatten, wurde der Amtsdienier Zapf mit der Durchführung der bürgermeisterlichen Verordnung beauftragt. Dieser, ein alter Soldat, war dann auch am Flüssufer auf dem Döhlen wie ein Schießhund und bald handelte es sich um 50 Taler in die Gemeindefasse, daß der Bürgermeister nicht mehr wußte, was das bessere Geschäft sei: Der Bau der Badeanstalt oder das Badeverbot außerhalb von ihr.

In einem schwülen Sommerabend waren zwei Kunststudenten aus der Landesbah-

(Fortsetzung Seite 700)



Gelius

## Erinnerung

Von Ernst Theo Kohnert

So tratst du in meinen Tag:  
die Stunden waren hohl wie leere Räume,  
und ihr Gewicht erstickte alle Träume.  
Dampf klang mein Schritt — wie schwerer Ahrensflug.

Da kamst du wie von ungefähr,  
und meine Stunden wurden weite Kreise,  
die schwangen über sich hinaus, und leise,  
ganz leise legten sie um dich sich her.

stadt in die Nähe des Lustkur- und Badeortes gekommen. Weil sie den ganzen Tag über gewandert waren, löste sie das fahle Wasser des Flusses. Weit und breit besaß sich kein Mensch. Und so hängten sie ihre Kleider an einer der vielen Verboratstafeln auf und stiegen in der Nähe der Kurpromenade in die fluten.

Auf diesen Augenblick hatte der Amtsdienner Japp nur gewartet. Der Nimmermüde hatte sich hinter einem Gebüsch verborgen gehalten. Er kam in großen Sprüngen angerannt, daß die Krümmen Kavalleriebeine nur so flogen. Die Schöße seines blauen Amtsröckels flatterten wie Fahnen hinter ihm her im Winde. Sein Schnauzbart, der während einer zwanzigjährigen Dienstzeit bei der Gemeinde ergraut war, zitterte im Fieber der Jagdleidenschaft.

Doch die beiden Kunststudentlein waren noch schneller als der pflichtsteife Amtsdienner Japp. Im Bruchteil einer Sekunde überfahen sie die Sachlage. Sie schmeßten aus dem Wasser ans Ufer wie Korbhölzer, die an der Tränke überfahrt wurden. Und dann rannten sie davon in einem wahren Turmi-Tempo. Einer besaß auch noch die Geistesgegenwart, die Kleider mitzunehmen, ehe er im Walde verschwand.

Das andere Studentlein aber irrete sich in der Richtung. Er raste die Kurpromenade entlang, die zur Stadt führte. Doch bald mußte er im Lauf innehalten. Die Kurpromenade war frisch beschottert und schnitt dem Barfußgänger die Füße wund. Schon hörte er das Schnauben des heran nahenden Verfolgers. So sehen war er noch nicht, weil die Promenade an dieser Stelle eine Biegung machte.

Der nur mit der Badehose ausgerüstete Flüchtling schaute sich um nach einem passenden Versteck. Schon wollte er aufgeben, ein solches zu finden, da blieb sein Blick an der steinernen Diana haften, die ganz in der Nähe war. Verzweiflung und Tollfährtheit ließen blitzschnell einen Entschluß in ihm reifen. Er kletterte den Sockel empor zum Standbild der steinernen Göttin und dann stellte er sich neben sie mit theatralischer Geste, als sei auch er ein griechischer Gott. So blieb er bewegungslos stehen. Im Zwielicht der Abenddämmerung war nicht zu erkennen, ob der Stein lebend sei oder der Lebendige aus Stein.

Als der Amtsdienner Japp um die Ecke leuchtete und nichts mehr von dem Befehlsüberreter sah, den er mit tödlicher Sicherheit zu fassen vermeint hatte, blieb er seufzend stehen und wuschte sich die Schweisstropfen von der Stirn. Dann aber streifte sein Blick das Denkmal. Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen, als er die Verdoppelung des Standbildes bemerkte. Und dann lieb er davon, wie er noch nie in seinem Leben davongelassen war.

Erst auf der Bürgermeisterei hielt er zu laufen inne. Er warf sich, völlig ermattet, auf den nächsten besten Stuhl und

dann sagte er zum Bürgermeister, der ob des respektlosen Benehmens seines Amtsdienners nicht wenig erstaunt war: „Herr Bürgermeister, ich will mit pensioniere lasse, bei der Diana ist der Zeus!“ Dem griechischen Götterkönig Zeus hatte er durch seinen Sohn gehört, der die Lateinschule des Städtchens besuchte.

Nachdem der Bürgermeister und Kurdirektor aus dem erschöpften Manne herausgefragt hatte, um was es sich handelte, mußte dieser, ob er wollte oder nicht, mit seinem Vorgesetzten noch einmal hinauswürgeln nach der Kurpromenade. Die Diana kniete einsam auf ihrem Sockel und schoß mutterseelenallein ihren Pfeil ab. Von irgendwelchem Götterbesuch aus dem Olymp war nichts mehr zu sehen. Das findige Kunststudentlein war natürlich längst mit seinem Kameraden über allen Dingen.

Der Bürgermeister setzte sich mit seinem Amtsdienner, der Stein und Bein schwor, daß er einen Zeus bei der Diana erblickt habe, auf die Bank unter das Denkmal und sagte: „Japp, mach emol 's Maul auf!“ Dieser gehorchte.

„Nach Alkohol riechst du net“, stellte das Stadtoberhaupt sachlich fest, „also bist du net boffe!“



Sauer-Nürnberg

Der Amtsdienner verwahrte sich entruht gegen die Verdächtigung, betrunken gewesen zu sein, doch der Bürgermeister ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Ver-rückt bist du net“, sagte er, „sonst hättest du Gemeindefass' net so viel Taler ebracht. Wenn d' ab'r net boffe und net ver-rückt bist, Japp, dann kamscht du no net pensioniert werde!“

So kam es, daß der Amtsdienner Japp bis zum heutigen Tage im Dienst geblieben ist. Boshafte Menschen sagen ihm nach, daß er seither nie wieder des Abends allein auf die Kurpromenade in die Nähe der Diana sich hinausgewagt habe.



Eifersuchtsqualen

Oui

## Der Bart

Von Siegfried Sommer

Es gibt viele Bärte.

Man kann einen Bart bekommen, und man kann sich einen Bart stehen lassen.

Es ist das zweierlei.

Auch hat der Bart die mannigfachsten Verwendungsmöglichkeiten.

Kurz, der Bart ist heute zum Problem geworden.

Mein Freund Benedikt sah das ein und ließ sich einen Bart wachsen.

Nun heißt er Iwan.

Um die Berechtigung dazu zu unterstreichen, überstreicht er seinen Bart mit Augenbrauentusch.

Aber das ist ein Geheimnis.

Mein derzeitiges Nebengeräusch Selli findet das „ja“.

Ich wage nicht zu widersprechen.

Denn ich Unmöglicher.

Oh, ich Verwohrender.

Ich habe noch keinen Bart.

Neulich waren wir beim Tanz. Selli tanzte mit „Iwan“.

Ich durfte zusehen.

Es war alles in schönster Ordnung; nur die Musik hatte einen Bart und das Lokal.

Wir unterhielten uns glänzend.

Ich erzählte den Witig vom Kübezahli. Selli winkte ab; hat einen Bart.

Ich glaube das stimmt.

Dann ging Sie mit Iwan ins Freie, weil Sie Kopfweh hatte.

Als Sie zurückkamen, sah Sie sehr erholt aus.

Nur über der Oberlippe hatte Sie einen harmlosen schwarzen Streifen.

Es sah fast aus, wie ein Bart.

Ich machte schüchtern darauf aufmerksam.

Dann durfte ich noch zahlen, und hatte auch einen Bart.

# Der Reklamekletterer

Von G. W. Bürfmayer:

In Amerika gibt es merkwürdige Berufe. Und besonders in New York. Man möchte es nicht glauben, daß dort ein Mensch durch Befeiigung von Kirchtürmen, hohen Gebäuden, Funkenmasten usw. — wohlverstanden von außen — sein Leben fristen kann. Es ist aber Tatsache. Und man darf ja nicht denken, daß dieser „Veruf“ in unehrlicher Absicht ausgeübt wird. O nein, es geht ehrlich und geschäftsmäßig zu.

Tommy Flint war so ein ehrlicher Kletterer. Ja, er stammte direkt von einer Klettererfamilie ab. Steeple-Jacks nennt man sie in der Berufssprache.

Allerdings — das Geschäft war nicht mehr wie früher. Auch die Polizei machte zuviel Scherereien mit Genehmigungen und Vorschriften. Immerhin — Tommy kam noch ganz gut zurecht.

Sein letzter großer „Ausflug“ war auf das Baalworth-Gebäude gewesen — es war ein Erfolg! Tausende von Zuschauern hatten die Straßen um den Bau verstopft, es war eine fabelhafte Reklame für die Baalworthleute geworden. Na, sie hatten

auch gut bezahlt — zweihundert Dollar. Ein ganz nettes Stimmchen für eine halbe Stunde Vergnügen. Denn in der Tat, das Klettern bereitete Tommy eine unäglische Freude. Er wünschte sich immer, daß noch höhere „Buildings“ gebaut würden.

Nur die Sache war schon einige Zeit her, und Tommy lauerte schnüchsig auf einen neuen „up“. Hatte einmal beim Verwalter der Glory-Kathedrale angefragt wegen einer Turmbefeiigung. War aber nichts zu machen gewesen. Keine Reklame nötig. Mitglieder genug. Vielleicht später einmal, wenn die Sekte zurückgehen sollte. Tommy war schlechter Laune, als er in seiner Stammkneipe saß und sich grimmig mit Eiswasser-Jingwer vollpumpte. Alkohol vermied er meist, das erforderte sein Beruf.

In dem Kneipladen war außer Tommy nur noch ein Gast. Ein Chinese. Aber keine Kuligestalt, sondern etwas Besseres. Seinem Brillantring und seinem Maßanzug nach durfte man ihn sogar in die Klasse der gefüllten Safebesitzer einreihen. Tommy liebte die Chinesen im allge-

meinen nicht. Eine raffinierte Brut — dieses sein Urteil hatte er schon oft bestätigt gefunden. Einmal hatte ihn so ein Selber sogar um seinen Kletterlohn geprellt. Wollte nur eine billige Reklame für seinen chinesischen Kamischladen haben. War überhaupt eine gefährliche Angelegenheit gewesen. Tommy mußte damals an einem einige Meter hohen Mizableiterstoß herunterturnen. Das Publikum hatte mächtig geklatscht, das wohl, aber der Chinamann verweigerte die Zahlung der ausgemachten 50 Dollar. Schlechtes Geschäft gewesen, nichts verkauft, weiße Teufel nur saunen, Maul aufreißen über Tommy — aber kein noch so armseliger Bastschirm ging deshalb mehr aus seinem Laden. Das waren des Chinesen Gegenreden. Mit zehn Dollar mußte sich Tommy zufriedengeben.

Der vornehme Chinese in dem Drug-Store trank etwas scharf Gemixtes. Er grinste zu Tommy herüber und sagte: „One too, eh, Steeple-Jack?“

Oh, dachte Jack, der kennt dich. 5m — wollen das Zeug mal kosten. Vielleicht



Mit freundlicher Genehmigung der Odeon-Galerie München

Josef Wopfner



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



**Löwenbräukeller** Stiglmaierplatz  
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte

**Groß-Konditorei CAFÉ MACK**  
Rosenstraße 11

**Café Luitpold**  
Nachmittags u. abends Konzert



Besucht die Vorstellungen der  
„DACHAUER“ im „PLATZL“  
gegenüber dem Hofbräuhaus

**Café Perzel** am Marienpl.  
Bekannt gute Küche alle Tageszeiten

**Café Orlando di Lasso** am Platzl  
nachm. Konzert Täglich abends Tanz

**Wienhaus Birk**, Kaufingerstr. 33  
In Küche von früh bis abends  
STIMMUNG - SCHRAMMELTRIO

**Café am Dom**  
Kaufingerstraße

**Hotel Stadt Wien** am Hauptbhf.  
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen  
spielen täglich nachmittags und abends

1,5 MILLIARDEN RM. GESAMT-  
AUFKOMMEN IN DEN VIER WHW  
Damit könnten wir Das ganze Deutsche Reich  
eine Woche auf 40 Pf. Urlaub schicken.



**Klischees** Werbung  
für Reklamezwecke  
Kunst, Lithografie  
Zeichnungen  
**Münchener Klischee-Anstalt**  
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

**Gemälde**  
Landschaft, vorwiegend  
München, Ende der 1800  
als Galerie Odessa  
München, Oktober 1937  
Tel. 21133

**Markensammler**  
erh. Inter. Nachr.  
kostenlos  
Markenmayer  
München, Baaderstr. 48

Lebt die  
„Jugend“

*Gut gepflegt*  
sind Sie im  
*gemütlichen*  
*Vier Jahreszeiten-*  
*Keller*

**HEINLOTH & Co** KDT.-  
GES.  
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.  
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

**Münchener  
Kunstschulen**

SCHULE FÜR DIE KUNST  
von Adolf Schleichner im Isding / Isartal  
mit Lehrstätte München, Odensplatz 2  
staatl. anerk. / Allgem. Kunsterziehung

Münchner Lehrwerkstätten  
Modetechniken, Gebrauchsgeschäft,  
Zeichnen, Malen, Abstrakt 11-18 Uhr,  
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 30149

Werbung  
bringt  
Arbeit!

**Qualitätsdrucke**  
Graph. Kunstanstalt W. Schütz  
München, Herrstr. 8-10 Telefon 20763

**Kunst und Satire vereint — nur in der „Jugend“**

*Die „Jugend“ führt Sie heraus aus dem Alltag*

Ab 1. Januar 1938 monatlich nur noch Mk. 1.60 Einzelheft 40 Pfennig

hilft 's für die schlechte Laune. Und er goß sich den Inhalt des Glases hinter die Binde.

„Zigarette“, fragte der Chineser weiter. Tommy nahm auch die. War eine besondere Marke: in Weizenpapier gedreht, keines Kraut. Unbedingt will er was von dir, argumentierte Tommy weiter, denn ein Chinamann ist nicht umsonst freigebig. Und richtig. Der plappert weiter: „No job — nij Arbeit, oh, Ja?“

Tommy nickte. „Aber ich hab Geschäft für dich. Groß Geschäft. So —.“ Der Chineser streckte seine Hände zu einer umfassenden Gebärde.

„Aha“, sagte Tommy, „hast wohl einen Kamschladen?“

„No, ander Geschäft. Will dir sagen. Du kennst die National-Bank — hob Building, do you?“

„Natürlich kenne ich den Kasen. Dreihundert Fuß, schätze ich.“

„Right! Sehr gut. Steig du morgen hinauf und du bekommst tausend Dollar.“

Tommy lachte bei diesem Angebot. „Tausend Dollar in Blüten, was! Ich kenn auch Salunken doch. Nee, das macht Tommy nicht!“

„Keine Gafes, nij Blüten, Ja. Nichtig money. Hier sind sie.“ Und der Chinamann zählte zehn echte und rechte Hundert-Dollar-Scheine auf die Theke. „Kamst Geld sofort haben. Nij Bluff. Alles forrekt. Na, willst du heigen?“

Die Sache war jetzt anders für Tommy. Für tausend Dollar hätte er noch ganz was anderes gemacht. So sagte er denn zu. „Und wann soll das sein?“, fragte er noch.

„Zwischen elf und zwölf Uhr vormittags. Du mußt etwas Kunststück machen. Viel Leute sollen sehen, sehr viel.“

„It gemacht! Ich stelle mich sogar dort droben auf den Kopf. Das genügt wohl.“

„Dey fine! Mußt aber nicht fallen, Ja. Und jezt noch einen Drink, ja?“ Tommy hatte nichts dagegen, und so war das Geschäft abgemacht.

Am nächsten Vormittag hatte Tommy noch eine kleine Aussprache mit einem Direktor der National-Bank. Für ganz fünfzig Dollar würde er am Haus hochklettern, ob man ihm die bezahlen würde. Ware doch eine feine Sensation und wieder mal eine Kellame. Natürlich sagte der Direktor ja. Tommy bekam seine fünfzig Dollar und begann seine Kletterei.

Als er am zehnten Stockwerk herumturnte, bauten sich die Menschen in der StraÙe, als er das Dach erreichte, konnte kein Stein mehr zu Boden fallen. Ein großes Polizeiaufgebot war erschienen, um



Fischer

A: „Wenn man dich sieht, liest du Heiratsanzeigen — und bist doch verheiratet.“  
B: „Ich weiß gar nicht, was du willst — man muß doch ein bißer! für die Zukunft sorgen.“

die Massen in Ordnung zu bringen. Als dann Tommy tatsächlich auf dem flagenmassig in der schwindelnden Höhe seinen versprochenen Kopfschlag ausführte, rannte der Beifall aus der Menge, zehntausende von Augenpaaren blickten nach oben zu dem finken Turner.

Die Sache war ein Riesenerfolg gewesen — man konnte es eine Stunde, nachdem Tommy wieder auf der Erde wandelte, in den Extrarausgaben der Blätter lesen. Nicht weniger als 320 neugierigen Zuschauern waren die Briefstaschen und Geldbörsen gestohlen worden. Die Leute der Taschendiebe wurde auf ungefähr zehntausend Dollar geschätzt.

Tommy las die Neugierigkeit und wußte Bescheid. Er war also nur das Mittel zum Zweck gewesen für eine Taschendiebesorganisation. Die hatten ja ein feines Geschäft gemacht — neuntausend Dollar in einer Knappen halben Stunde!

Aber Tommy war doch der Dumme. Als

er gerade überlegte, wie er sich nach seiner Anstrengung einen feinen Tag machen konnte, kam der Wagen eines überfallkommandos die StraÙe herabgefahren, hielt neben ihm am Straßenbord und heraus stürzten die Polizisten, packten den erstarrten Tommy, und ab ging 's zur Polizeistation. Für den Schnellrichter lag der Fall einfach. Er, Tommy, wurde der Beihilfe an der Taschendiebes-Großaktion angeklagt. Er hätte durch seine Kunststücke das Publikum abgelenkt, um seinen Spießgesellen leichtes Arbeit zu ermöglichen. Dafür gibt 's ein Jahr. Ab der Mann!

Die tausend Dollar waren wohl ein Geizhals für Tommy, aber sein Gastrieg während seines einsamen Jahres ins Ungemessene, und der vornehme Chinamann mit den Weizenpapierzigaretten tat weise, einer Begegnung mit dem Streptococcus Tommy in Zukunft aus dem Wege zu gehen.



„Zwoa Brettl — a g'führiger Schnee“